

## Buchbesprechungen

Rudolf Laufen (Hg.): Gottes ewiger Sohn. Die Präexistenz Christi. Paderborn u.a.: Schöningh 1997, 301 S., DM 58,-. ISBN 3-506-75118-2.

Das vorliegende Buch besteht aus zwölf Beiträgen, die sich aus verschiedenen theologischen Perspektiven allesamt mit einem einzigen Thema beschäftigen: der Frage nach der Präexistenz Christi. Das mit dieser Frage angezeigte christologische Kernproblem wird in dem vom Herausgeber verfaßten und den Beiträgen vorangestellten Einleitungskapitel (»Der anfanglose Sohn«, 9–29) präzise und prägnant umrissen. Zu Recht macht Rudolf Laufen von Anfang an deutlich, daß es sich bei diesem Thema keineswegs um eine theologische Quisquillie, sondern um eine *quaestio* handelt, welche die Substanz des christlichen Glaubens selbst betrifft: Die theologische Rede von der »Präexistenz« artikuliert die Frage nach der Gottessohnschaft. Diese wiederum kann nur insofern angemessen beantwortet werden, als ihre trinitätstheologische Verwurzelung reflektiert und ihre grundlegende Bedeutung für das Verständnis von Erlösung, von Kirche und Sakramente geltend gemacht wird. In diesem Zusammenhang nennt der Verfasser mit Recht besonders nachdrücklich die 1990 unter dem Titel »Geboren vor aller Zeit? Der Streit um Christi Ursprung« erschienene Habilitationsschrift von *Karl-Josef Kuschel* (vgl. die Rezension von G.L. Müller, in *MThZ* 45 [1993] 129–134). Wird doch hier die Frage nach der Bedeutung des christlichen Bekenntnisses zu dem »ante omnia saecula« Geborenen »in ganzer Breite« (21) geradezu spannend formuliert und dem »narrativ« zu beantworten gesucht. Dabei unterstreicht Kuschel nicht nur die Berechtigung des Fragezeichens im Titel seiner Arbeit, sondern lehnt in klarer Weise die Rede von der Präexistenz Christi im Sinne der klassischen Christologie und immanenten Trinitätslehre ab. Für den Künigschüler gehört zwar der Mensch Jesus, seine Geschichte und sein Geschick, kurz, das Ereignis »Jesus Christus« »definitiv zur Bestimmung des ewigen Wesens Gottes« (22), aber dieses untrennbare Hinzugehören Jesu zur Gottheit Gottes dürfe nicht im Sinne eines innergöttlichen Gegenübers von Vater und Sohn verstanden werden. Nicht von ungefähr versucht Kuschel permanent, die Präexistenzaussagen zu minimalisieren, ihre ontologische Dignität zu bagatellisieren und sie insgesamt zu reinen Funktionsaussagen zu degradieren. Dabei gelingt es Kuschel durchaus, die Zentralfrage nach der definitiven Identität Gottes mit Jesus neu ins theologische Gespräch zu bringen. Doch vermag er keineswegs eine Antwort vorzulegen, die einer systematisch-theologischen Kritik Stand hält, geschweige denn den authentischen Ur-Kunden des christlichen Glaubens gerecht wird. Die meisten Beiträge des vorliegenden Buches konturieren Kuschels defizitäre Interpretation der Präexistenzaussagen deutlich genug:

Da ist zunächst *Gottfried Schimanowski*, der in seinem fundierten Beitrag »Die frühjüdischen Voraussetzungen der urchristlichen Präexistenzchristologie« (31–55) aus der Perspektive der Judaistik überzeugend feststellt: Die Präexistenzaussagen entstammen keineswegs heidnisch-hellenistischen Vorstellungen, sondern frühjüdischem Denken. Ihnen komme »nicht weniger Gewicht« zu »als anderen Grundaussagen über Christus« (54). *Thomas Söding* untersucht die Präexistenzchristologie bei Paulus. Unter der Überschrift »Gottes Sohn von Anfang an« (57–93) legt er minutiös dar, daß es der paulinischen und deuteropaulinischen Präexistenzchristologie nicht nur darum zu tun sei, die »Funktionsweise«, sondern vor allem die Person-Würde Jesu« (91) zu bezeichnen: »die vollkommene Partizipation des Präexistenten am Gottsein Gottes und die klare Unterscheidung des Sohnes vom Vater, die freilich gerade nicht Distanz und Subordination, sondern größte Nähe und wahre Einheit bedeutet« (91). Im Blick auf König und Kuschel mahnt schließlich Söding, »daß in der patristischen Dogmenentwicklung ein Niveau christologischer Reflexion erreicht worden« sei, das »um des Neuen Testaments willen nicht unterschritten werden« dürfe (93). Zu vergleichbaren Ergebnissen kommt *Kurt Backhaus* in seinem Beitrag »Licht vom Licht«. Er untersucht die Präexistenzaussagen im Hebräerbrief (95–114), der wie keine andere neutestament-

liche Schrift illustriere. »daß »Präexistenz-Christologie weder die (genuin monotheistische) Theozentrik noch die volle Geltung des Humanum Jesu relativieren« müsse (114). Auch stellten die präexistenzchristologischen Aussagen im Johannesevangelium keineswegs eine »verwegene Synthese« dar, wie *Jürgen Habermann* in seinen umfassenden »Annotationes« (115–141) gegen Kuschel nachweist. Vielmehr bildeten sie den »unbestreitbaren Hintergrund der christologischen Aussagen des Evangeliums« (140) und stellten zugleich »einen mutigen und notwendigen Schritt des anbetenden und reflektierten Glaubens« dar (141).

Fairerweise kommen aber auch *Karl-Josef Kuschel*, *Karl-Heinz Ohlig* und *Gotthold Hasenhüttl* zu Wort. Kuschel reflektiert kritisch über »Exegese und Dogmatik« und das Verhältnis beider zueinander. Die »Frage nach einer Präexistenztheologie bei Paulus« dient ihm dabei als »Testfall« (143–161). Das Verhältnis von Exegese und Dogmatik dürfe nicht länger »im Bildschema Steinbruch und Kathedrale oder Knospe und Baum« bestimmt werden (159). Vielmehr gehe es darum, die im Verlauf der Geschichte festzustellenden Paradigmenwechsel zu beachten und hermeneutisch in Rechnung zu stellen. Eine Dogmatik, die z.B. die »Kategorien hellenistischer Ontologie in das Neue Testament zurückprojiziert, handelt hermeneutisch fahrlässig. Ihr ist zu mißtrauen.« (160). Mit anderen Worten: In der gegenwärtigen dogmatischen Reflexion über die Präexistenz Christi werde der durch das hellenistische Denken signierte Paradigmenwechsel gar nicht oder doch zu wenig beachtet. *Karl-Heinz Ohlig* argumentiert ähnlich. In seinem Beitrag »Ein Gott in drei Personen« (199–226) stellt er die Präexistenzaussagen als Teilmoment eines zeitbedingten und insgesamt zu überwindenden Hypostatisierungsvorgangs dar, der im Trinitätsdogma seinen Höhepunkt erreichte. Die Trinitätstheologie jedoch sei nichts weiter als eine »griechische Komplizierung des jüdischen Monotheismus« (198) und müsse ebenso wie die Präexistenzaussage »um der Treue zum ›Gott der Väter‹, zum ›Vater Jesu‹« (226) endlich korrigiert und systematisch relativiert werden (vgl. dazu auch Ohligs scharfe Kritik an *Gisbert Greshakes* Studie zur Trinitätstheologie, in: *Imprimatur* 30 [1997] 18–21). Was bei einer solch »korrigierten Relativierung« herauskommt, exemplifiziert *Gotthold Hasenhüttl* in seinem Beitrag »Von der Menschlichkeit Gottes« (227–237). »Jedes Märchen beginnt mit einer Präexistenz: Es war einmal...« (227). Das Märchen, das Hasenhüttl dabei erzählt, ist das »Märchen« von der Präexistenz selbst. Diese versteht Hasenhüttl nicht als eine Existenz, die im »vorhandenen An-sich- und Für-sich-Sein« (234) bestehe, also nicht ein Sein darstelle, das Hasenhüttl – offensichtlich im Sinne Erich Fromms – als eine die Strukturen des Habens manifestierende Unheilsmacht, sondern als eine Beziehung interpretiert, die vor- (prä-)gegeben sei. Sie erweise sich gerade im Blick auf Jesus als ein radikales »Sein-für-andere«, mithin als wachsende Größe: als Liebes-Macht (δύναμις), die den anderen befreie und zur Entfaltung bringe. »Die liebende Macht der Beziehung erschließt den Bereich Gottes, ›Eden‹ als je neue Möglichkeit, die als Liebe ›präexistiert‹ und sich paradigmatisch in Jesu Vollmacht zeigt, die uns allen geschenkt ist« (237). Bei dieser Form der Aktualisierung der »je neuen Möglichkeit« wird aber doch ein Sein gedacht, das als Potentialität je neu angesprochen werden muß, um, wie Bultmann formulieren würde, »Ereignis« zu werden. Doch die theologische Rede von der Präexistenz will gerade im Blick auf Jesus die Radikalität von Sein und Akt aussagen und die Präexistenz als Proexistenz auslegen. Es ging und geht doch bei der Rede von der Präexistenz Christi keineswegs um die Rezeption eines paganen Mythos, schon gar nicht um die Flucht in eine Märchenwelt, sondern gerade umgekehrt: um die radikale Überwindung einer damals wie heute drohenden Mythisierung des Evangeliums.

*Georg Essen* und *Thomas Pröpfer* stellen unter dem Titel »Aneignungsprobleme der christlichen Überlieferung« kritische »hermeneutische Vorüberlegungen« (163–178) an, die Autoren wie Kuschel, Ohlig und Hasenhüttl gerade im Blick auf ihre Interpretation der Präexistenzaussagen nur allzu oft übersehen. Meinen sie doch, der doppelten Aufgabe der Theologie, 1. nach dem biblisch berichteten »Ereignis selbst« und 2. nach seiner »Bedeutung für die Gegenwart« (165) zu fragen, schon allein dadurch entsprechen zu können, daß sie »eine unmittelbare Korrelation zwischen der biblischen Sprache und den gegenwärtig abrufbaren Verstehensmöglichkeiten herzustellen« versuchen (165). Mit Recht weisen Essen und Pröpfer darauf hin, daß der Überlieferungsprozeß, die Dogmengeschichte und - im spezifischen Blick auf die Präexistenzaussagen – die christologische

Lehrentwicklung nicht übersprungen werden dürfen. Die Dogmengeschichte ist letztlich nicht so sehr aus historischen, sondern aus theologischen Gründen von Belang: Der Christ glaubt an einen Gott des Lebens und der Geschichte, an einen Gott, der »in der Geschichte Jesu zum Heil der Menschen gehandelt und sich selbst, seine Wirklichkeit und sein Wesen, mitgeteilt hat« (165). Bereits Karl Rahner hatte in den siebziger Jahren – im Blick auf den christologischen Entwurf Hans Küngs – festgestellt: »Mir will scheinen, daß zwischen dem Jesus, den Küng historisch entdeckt und darstellt, und uns heute bei Küng nur eine *Theologiegeschichte*, nicht aber eine eigentliche *Glaubensgeschichte* der Kirche liege« (Rahner-Rezension, *Hans Küng*, Christ sein, in: *Theologie der Gegenwart* 2 [1975] 80–87, 86). Diese Glaubensgeschichte aber gehört zur Wahrheit des Glaubens selbst. Wer jene ausblendet oder auch nur verkürzt, bekommt diese erst gar nicht zu Gesicht. Die Theologie kann »die Bedeutung des Christusgeschehens für die Gegenwart nur vertreten [...], wenn die christologische Tradition nicht ausgeklammert wird« (167) und die Dogmengeschichte insgesamt das kritische Gewissen der systematischen Theologie bildet (vgl. M. Gerwing, Zur Bedeutung der Mediävistik für die systematische Theologie, in: *FZPhTh* 43 [1996] 65–83). Dieser Dogmengeschichte wendet sich exemplarisch und punktuell *Wilhelm Breuning* mit seinem konzentrierten Beitrag »Die trinitarische Christologie der frühen Konzilien« zu (179–198). Dabei fragt er »nach dem Verhältnis der Trinitätsoffenbarung zur Christologie« (178), zeichnet instruktiv Ursprung und Bewegung des Begriffs »Präexistenz Christi« nach und plädiert insgesamt für eine Verwurzelung der Trinitätstheologie im Christusereignis selbst. Vor allem setzt er sich mit Hans Küng auseinander, damit aber zugleich, wenn auch nur indirekt, mit Kuschel, en passant auch mit Ohlig und Hasenhüttl. Den Vorwurf Kuschels an die gegenwärtige Dogmatik, »sie gehe mit der Schrift um wie mit einem Steinbruch«, entgegnet er kurz mit dem berechtigten Hinweis, dieses Verdikt verrate mehr über die Negligenz seines Autors als über das tatsächliche Niveau hermeneutischer Standards systematischer Theologie heute. Der Vorwurf sei der Sache nach »ein Angriff auf ein informationstheoretisches Offenbarungsverständnis, vielfach allerdings von einer Basis aus, die selbst noch – bewußt oder unbewußt – einem solchen Verständnis verhaftet« sei (187). So liest sich Breunings Beitrag weithin als eine Art Nachhilfestunde in Dogmatik; und zwar für all diejenigen, die noch nichts oder nur wenig vom kommunikationstheoretischen Offenbarungsverständnis gehört haben bzw. es in seiner Relevanz für die Präexistenzaussagen weithin unterschätzen. Die drei letzten Beiträge des vorliegenden Buches gewähren aufschlußreichen Einblick in den gegenwärtigen Religionsunterricht an unseren Gymnasien (*Ilsetraud* *Ix*, 239–258), in die Theologie der »Präexistenz Christi aus indischer Sicht« (*Francis X. D'Sa Puna*, 277–300) und in die Präexistenzvorstellungen im Islam (*Oliver Lellek*, 259–275). Auch hier werden all jene eines Besseren belehrt, die meinen, die moderne Theologie müsse sich schon allein deswegen von den Präexistenzaussagen verabschieden, weil sie sonst Gefahr laufe, nicht mehr verstanden zu werden. Von dieser Gefahr ist weder der zu Unrecht oft gescholtene schulische Religionsunterricht bedroht, noch die »indische Christologie«, noch der Dialog zwischen Christen und Moslems. Im Gegenteil: Alle drei Beispiele zeigen eindringlich, daß die »schlichte Botschaft Jesu« in den genannten Kontexten durch die Präexistenzaussagen nicht verschleiert, sondern deutlich genug artikuliert wird. Überhaupt gelingt es der vorliegenden Studie, überzeugend zu belegen, daß die kritisch forschende Exegese sowie die systematisch reflektierende Theologie – bis auf wenige Ausnahmen – keineswegs Einspruch gegen die Rede von der Präexistenz Christi erheben. Diese suchen sie vielmehr neu in Form zu bringen und als signifikanten Begriff vorzustellen: als wesentlich zur Botschaft vom ewigen Heilswillen Gottes gehörend, der in Jesus Christus ein für allemal zur Entscheidung kommt.

Manfred Gerwing